

RASDORFER GESCHICHTSBLATT

Herausgeber: Verein zur Förderung der Heimat- und Kulturpflege Rasdorf e.V.

Ausgabe Nr. 20

Jahr 2007

Ortsansicht von Rasdorf aus den 50er Jahren



Rasdorf, Kr. Hünfeld

Aufgenommen von dem ehemaligen Rasdorfer Fotografen Josef Fladung

Soldatenschicksale aus dem II. Weltkrieg

von Christa Wiegand

Josef Hohmann vom Geisaer Tor, heute Herzigstraße, Jahrgang 1921, ist im Februar 1941 als 19-jähriger seiner Einberufung nach Aschaffenburg zu den Pionieren gefolgt. Nach dreimonatiger Ausbildung sind sie in West-Norwegen zum Minenlegen in der Küstenregion eingesetzt worden, um den feindlichen Engländern ein Übersetzen zu verwehren und zur Sicherung der skandinavischen Erzausfuhr nach Deutschland. Die neutralen Länder Dänemark und Norwegen waren 1940 von der Deutschen Wehrmacht eingenommen worden. So war es den Pionieren in relativ ruhiger Zeit möglich, die Verminungen durchzuführen. Doch dann wurde es gefährlicher für Josef Hohmann, der mit seiner Einsatztruppe „Schwarze Heerespioniere“ Anfang 1943 nach Russland in den Mittelabschnitt abkommandiert wurde. An verschiedenen Brennpunkten waren sie eingesetzt wie auch in den Kämpfen um Leningrad (Petersburg). Dort kam es zu seiner ersten Verwundung. Während eines Gefechtes rief ein Schwerverletzter: „*Kamerad, Kamerad hol mich hier raus!*“. Josef Hohmann hat ihn in eine Zeltplane gewickelt und auf dem Rücken zurückgetragen. Erst auf dem Rückweg in seine Gefechtsstellung ist er durch Granatbeschuss an seiner Schulter und am Hals verletzt worden. Notdürftig versorgt, brachte man ihn nach Taps in Nordostland, in ein deutsches Lazarett unweit des Kampfgebietes, wo ihm die Splitter operativ entfernt wurden.



*Verpflegungspause auf der Fahrt in das Kampfgebiet Pripjetsümpfe;
oben rechts Josef Hohmann*

Im Sommer 1944 ist seine Einheit unerwartet von den Russen eingekesselt worden. Der Befehl „*Gewaltsam ausbrechen*“ wurde ausgeführt. Die Aktion war fast gelungen, als plötzlich eine Granate unmittelbar vor Josef Hohmann einschlug. Er war wegen erneuter starker Splitterverletzung an Hals, Oberkörper und Händen, durch die er einen Finger verlor und einer schmerzhaften Ellenbogenverwundung, bewusstlos liegen geblieben. Als er wieder zu sich kam, war er schon von den Russen weggetragen, seiner Stiefel und Armbanduhr beraubt, wurde aber medizinisch versorgt. Dies war der Beginn der fast 5 ½-jährigen russischen Gefangenschaft des Unteroffiziers Josef Hohmann.

Mehrere kleine Durchgangslager waren seine nächsten Stationen, wo die Gefangenen zwar human behandelt wurden, jedoch bei miserabler Verpflegung.

Das Leben in Ungewissheit, ohne Beschäftigung und ohne Heimatkontakte war für die Gefangenen quälend. Anfang 1945 ist sein gesamtes Lager in eine russische Panzerkaserne bei Krasnodar am Fuße des Kaukasusgebirges verlegt worden. Ein Sammellager, in dem 83.000 Gefangene zusammengepfertcht waren. Die Verpflegung lässt sich erahnen.

„Manche Tage gab es nicht mal Wassersuppe“.

Die Russen bewachten die Außenanlage, intern waren es irgendwelche Deutschsprachige und noch einige Mitgefangene, denen die Lagerführung übergeben war, die sich teilweise sehr schäbig gegenüber den Gefangenen verhielten. „Ich kann über dein Leben oder Tod entscheiden“, meinte einer.

Ein Mitgefangener hatte erfahren, dass Josef Hohmann größere Repressalien zu erwarten habe - Arbeitslager in Sibirien -, weil durchgesickert war, dass er eine Brücke gesprengt hatte.

Peter Lüsgen aus Köln-Dimerzheim, ein Luftwaffenunteroffizier, schon Ehemann, hatte sich angeboten, mit ihm zu flüchten.

Die Lagerumzäunung war wegen der strengen Bewachung nicht zu überwinden, aber der Versuch, sich einfach einer Arbeitskolonne anzuschließen, um unbeachtet aus dem Tor zu gelangen und auch noch zu entkommen, war gelungen. Jetzt standen sie am Beginn ihres halbjährigen Fluchtmarsches „Soweit die Füße tragen“ ca. 3500 – 4000 km von ihren Heimatorten entfernt - ein im Grunde wahnsinniges Unterfangen.

Mit ihrer abgetragenen Bekleidung, ihrem in Lappen gehaltenem Schuhwerk, Hunger, Angst vor Entdeckung, aber auch mit Zuversicht, dass sie es schaffen könnten, haben sie sich auf den Weg gemacht. Einen Kompass und das Fragment einer Landkarte hatten sie sich organisiert. Tags hielten sie sich bedeckt, nachts wurde oft gelaufen. Den direkten Weg über die Halbinsel Krim haben sie aus Sicherheitsgründen gemieden. So liefen sie zunächst nordwärts durch dünn besiedelte Landstriche – ein Umweg von ca. 300 km.

Ihre hungrigen, geschwächten Körper ließen ihnen keine Wahl, als nach etwas Essbarem zu fragen. Möglichst suchten sie alleinstehende Hütten auf, die fast nur von Frauen und Kindern bewohnt waren, wo sie auch immer etwas bekamen, obwohl die Bevölkerung selbst arm war. War die Gebebereitschaft nur Mitleid oder auch Angst vor den beiden großen, unrasierten, zerlumpten Männern, die sie schnell wieder loswerden wollten?

Es ging dem Sommer entgegen. In den Gemüsegärten war auch für die beiden Flüchtenden etwas gewachsen. Ab und zu ist ein ziviles Kleidungsstück von der Leine mitgegangen zum Auswechseln ihrer verschmutzten, verlausten Bekleidung.

Ein zügiges Vorankommen war nicht immer möglich. Manchmal waren sie froh, wenn sie mal einen alleinstehenden Schafstall vorfanden, in dem sie sich 2 – 3 Tage aufhalten konnten, um Kräfte zu sammeln. Auch versuchten sie, in Bauernschuppen Unterschlupf zu finden, wo kein kläffender Hund sie anmeldete. Im Morgengrauen mussten sie wieder verschwunden sein. In Regenzeiten haben sie ab und zu den Mut aufgebracht und mit gemischten Gefühlen bei den Hüttnerleuten gefragt, ob sie in dieser Nacht hier unterkommen könnten.

Dörfer haben sie grundsätzlich gemieden. Brücken in Siedlungsgebieten sollten möglichst unbemerkt passiert werden. Die breiten Flüsse in der russischen Ebene mit ihren wenigen Brücken, die zu einem großen Teil auch noch gesprengt waren, konnten vielfach nur mit Booten überquert werden. Die Flüchtenden suchten nach Bootsplätzen, um in der Dunkelheit unbemerkt mit „ausgeliehenen“ Booten das andere Ufer zu erreichen. Über den Dnjepr, den stellenweise kilometerbreiten Fluss, hat ein Fährmann sie unentgeltlich mitgenommen, obwohl diesem bewusst war, dass sie flüchtende Gefangene sind. Ansammlungen von mehr als drei Personen und Kolchosen haben sie immer umgangen.

Nach wochenlangen endlosen Fußmärschen kamen sie eines Abends an einem kleinen Bahnhof vorbei, wo eine große Gruppe Menschen auf einen Zug wartete. Vorsichtig hatten sie sich denen genähert, um in den Zug mit einzusteigen.

Doch schon nach der ersten Station war dieses schnelle Fortkommen wieder zu Ende. Es war aufgefallen, dass sie hier nicht dazugehörten.

So haben sie sich 6 Monate durchgeschlagen, ca. 3000 km bis kurz vor Warschau.

Auf die Frage, „Herr Hohmann, wie habt ihr das nur so lange durchstehen können?“ meinte er „*Das kann ich heute selbst nicht begreifen.*“

Die russischen Hüttnerleute, die ihnen sechs Monate Brot und Speck spendierten und ab und zu auch eine Unterkunft gewährt hatten, werden von Josef Hohmann dankend und mit Achtung erwähnt. Die Vitaminspender aus den Gärten und den Feldern werden entscheidend ihre physische Substanz gestärkt haben, um nach der verpflegungsarmen Gefangenenszeit auch diese sechs Monate noch zu bewältigen.

Diese Odyssee mit ihren beängstigenden Vorkommnissen, die man hier nur ansatzweise schildern kann, ging im Spätsommer vor Warschau zu Ende, an einem Tag, als sie wieder einmal bei einer Hüttnerfrau um Essen baten. Diese hatte ihnen zunächst Brot und Speck gegeben, aber auch die nicht weit entfernten Russen verständigt, vor denen kein Entrinnen möglich war. Unter Schlägen sind sie auf ein Fahrzeug bis nach Leningrad in ein „schwarzes“ Lager (unbekanntes) gebracht worden, das deswegen, wie sich später herausstellte, von dem Roten Kreuz nicht besucht werden konnte. Ein Lager, das auf dem verwahrlosten Sommersitz des Zaren eingerichtet war.

Beide hatten zur Tarnung ihre Familiennamen geändert. Täglich haben sie von den 400 Gefangenen drei bis vier beerdigen müssen.

Für Josef Hohmann war es ein Glück, dass er nach einiger Zeit zur Arbeit herangezogen wurde. An eine Gattersäge ist er gestellt worden, die er nach kurzer Zeit bedienen konnte, die jedoch keinem Russen anvertraut wurde. „*Die Deutschen sind Spezialisten.*“, sagten die Russen, die ihnen Aufgaben zuteilten mit russischen Untergebenen, mit denen sie friedlich zusammenarbeiteten. Die gefangenen Arbeiter bekamen Schuhe, Bekleidung, etwas bessere Verpflegung und einige lernten Russisch. „*Vor den Deutschen hatten sie Respekt.*“, sagt Hohmann. „*Ein Deutscher mit einem Kochgeschirr bewaffnet ist gefährlicher als ein Franzose mit Gewehr.*“, meinte ein Russe. Mit einigen hundert Gefangenen war Josef an dem Aufbau der Leningrader Gasverteilungszentrale beschäftigt, über die wir heute noch Gas beziehen. Von Sonn- und Feiertagen haben sie nichts gemerkt – 7 Tage die Woche wurde gearbeitet.

Ruhr und Malaria hatte Josef Hohmann überstanden, doch der Typhus wurde lebensbedrohend für ihn. Sofort kam er in eine Isolierstation, wo Gefangene und Russen zusammenlagen. Fieberanfälle mit teilweiser Bewusstlosigkeit zogen sich wochenlang hin. Einer liebevollen älteren russischen Ärztin mit guten Deutschkenntnissen, die sie Mama nannten, hat Josef Hohmann wohl zu verdanken, dass sie ihn nicht haben sterben lassen. Bis auf 55 Kilo war er abgemagert. „*Du kommst jetzt in ein anderes Lager, da kannst du wieder sein, der du bist.*“, sagte die Ärztin. In seinen fantasierenden Fieberanfällen war seine wahre Identität bekannt geworden. In diesem anderen Lager, wo deutsche und österreichische Gefangenen zusammenlagen, war in Ermangelung russischer Ärzte ein österreichischer Arzt zugelassen, der zu sortieren hatte, wer wegen seiner körperlichen Gebrechen entlassen werden sollte. Dieser hatte nur seine österreichischen Kameraden für den Heimtransport aufgeschrieben. Josef Hohmann, der wegen seiner Unterernährung unbedingt auch auf diese Liste gehörte, bekam zur Antwort: „*Ich habe schon Dürre gesehen.*“ Mit etwas mehr Glück und gerechterer Beurteilung wäre Josef Hohmann 2 ½ Jahre früher nach Hause gekommen.

Ab und zu fuhr ein Transport in die Heimat. Josef Hohmann hatte einem Heimkehrer aus Hünfeld aufgetragen, seiner Familie von ihm zu berichten, die drei Jahre kein Lebenszeichen erhalten hatte. Erst als das Gaslager fertiggestellt war, haben die Russen auch die Gaslagerarbeiter heimfahren lassen.

Im November 1949 ist Josef Hohmann endlich heimgekehrt. Neun seiner jungen, besten Jahre hatte er dem unsinnigen Krieg opfern müssen. Von den 10 Kriegsteilnehmern seines Schuljahrgangs zählt Josef Hohmann zu den drei Heimkehrern, die den Krieg überlebt haben. Im Bahnhof Bebra, dem Tor in die westliche Freiheit, wo alle Heimkehrer ihre Entlassungspapiere erhielten, haben einige Heimkehrer einen Mitheimkehrer so geschlagen, dass er am Boden liegenblieb. Auf die Frage, warum hier keiner eingegriffen habe, wurde geantwortet: „*Vielleicht hat er es verdient.*“ Als der gut deutsch sprechende Entlassungsbeamte hörte, dass Josef Hohmann in dem „Schwarzen Lager Nr. 7711“ inhaftiert war, sagte er ihm „*Wenn du ein gläubiger Mensch bist, dann danke Gott, dass du durch den Typhus das Lager verlassen konntest, aus dem wir noch keine Heimkehrer registriert haben.*“ Sein Fluchtfreund Peter, von dem er in Leningrad getrennt war, ist 1948 heimgekehrt. Die Freude war groß, als sie sich später wiedersehen konnten.

Leo Völker vom Geisaer Tor, heute Illerbeitz, gerade 18 Jahre alt, kam zu einer Pioniereinheit nach Hanau im Februar 1942. Nach einer Kurzausbildung ging die Reise nach Russland mit drei Kompanien, ca. 300 18-jährige junge Männer. Sie waren abkommandiert zur Verstärkung in den „Kessel Dem`ansk“, ein Gebiet von einer Flächengröße des Altkreises Hünfeld zwischen Moskau und Leningrad (Petersburg).

In ihrem Zielbahnhof Staraja Russa kam es durch Bombardierungen zu ersten Opfern.

Das eroberte Gebiet Dem`ansk sollte unbedingt gehalten und nach Norden hin erweitert werden. Zu erreichen war der Kessel nur durch einen ca. 500 m breiten Korridor. In diesem Schlauch, wie sie ihn nannten, sind die 18-jährigen, mäßig ausgebildeten, kriegsunerfahrenen jungen Männer erstmals mit der Kriegsfrent konfrontiert worden. Durch Beschuss von Russen oder Partisanen kam es wiederum zu Opfern.

In kleinen Gruppen zu fünf, sechs Mann kampferten sie in Grenzgebieten innerhalb des Kessels in Erdlöchern, die mit Knüppeln abgedeckt waren, die sie von ihren Vorgängern übernommen hatten. Wenn es regnete, gab es Probleme und die Läuse waren auch schon da. Es war ein Stellungskrieg mit größeren und kleineren Gefechten, in die vorwiegend Jungsoldaten geschickt wurden, die Kriegserfahrung sammeln sollten. „*Geschossen wurde jeden Tag.*“

Die wenige Zivilbevölkerung, die in dem dünn besiedelten Gebiet verblieben war, wurde von der Deutschen Wehrmacht geduldet. Ein paar arme, alte Bauersleute bewirtschafteten hier ihre Äckerchen mit einem Pferd oder einer Kuh, die ihnen als Privateigentum gestattet waren.

Die jüngeren Männer agierten als Partisanen außerhalb des Kessels.

Ein paar russische Gefangene waren mit im Kessel, die zum Ausbessern und Ausbau der Straßen im inneren Kesselgebiet eingesetzt waren.

Die Verpflegung war miserabel, nur getrocknetes, aufgekochtes Gemüse. Die Fleischezuteilungen bestanden ausschließlich aus Pferdefleisch von Pferden, die wegen ihrer Verletzungen im Kessel geschlachtet werden mussten. Vorwiegend bei Dunkelheit sind die Soldaten von der Feldküche angefahren und mit Suppeneintopf beliefert worden. Zwei Scheiben Brot, etwas Butter und Käse oder Wurstdöschen waren als Frühstück für den kommenden Tag gedacht. Das hatten sie alles hintereinander aufgeessen in der Hoffnung, dass das nächste Abendessen etwas großzügiger ausfallen werde. Es gab kein frisches Obst, Gemüse oder Kartoffelbeilagen. Gemüse oder Obstbäume, wo man sich mal hätte bedienen können, waren in seinem Einsatzgebiet nicht zu finden.

Es war üblich, dass jugendlichen Soldaten kleine zusätzliche Essensrationen zugeteilt wurden, was hier wahrscheinlich wegen der gefährlichen Transporte durch den Korridor nicht möglich war. „*Die Pilzsuppe, die es zum Glück nur alle 14 Tage gab, mit Maden gespickt, hat man mit geschlossenen Augen runtergeschluckt.*“

Einmal war es Leo Völker gelungen, einen Auerhahn abzuschießen. Es war ein Festschmaus, den halb garen Hahn zu verspeisen, von dem jedoch zu viele ein Stück abhaben wollten.

Vier-, fünf Mal hatte die gut ausgerüstete, geschickte SS, die auch im Kessel lag, den Korridor wieder freikämpfen müssen, um Waffentransporte und sonstiges zu ermöglichen. Die SS wird von Leo Völker lobend erwähnt, die durch ihren persönlichen Einsatz in Gefechten und kritischen Situationen immer vorangingen.

Die Unterkünfte hatten sie vor dem bevorstehenden Winter ausgebaut. Holz war genug da. Kanonenöfchen waren aus leeren Munitionshülsen entstanden, mit einer dicken Schicht Lehm umgeben und einem Ofenrohr aus aneinandergesteckten Konservendosen. Es durfte jedoch wegen des sichtbaren Rauchabzuges nur auf kleiner Flamme bei Nacht geheizt werden.

Weder die Rote Armee noch die Deutsche Wehrmacht hatte durch die Kämpfe um den „Kessel Dem`ansk“ eine Veränderung erreichen können. Die Verluste waren erheblich. Auf russischer Seite sollen sie noch höher gewesen sein.

Im Mai 1943 ist der „Kessel Dem`ansk“, der 1 ¼ Jahr gehalten worden war, aufgegeben worden.

Von den ca. 300 18-jährigen, die mit Leo Völker dort hingekommen waren, haben ca. 80 Dem`ansk nicht mehr lebend oder schwer verwundet verlassen. Diese jungen Männer, darunter viele aus unseren Nachbarorten und dem Altkreis Hünfeld, wurden größtenteils auf dem zwei Kilometer langen Heldenfriedhof in Staraja Russa beigesetzt.

Mit seiner Kompanie, die wiederum mit jungen Soldaten aufgefüllt wurde, sind sie nach Novgorod in eine Großoffensive beordert worden. Doch bis dorthin sind sie nicht gekommen. Die Deutsche Wehrmacht war zurückgedrängt. Die Rote Armee war stärker und wurde immer stärker. Auf diesem Rückzug ist Leo Völker durch einen russischen Überfall mit Granatbeschuss verwundet worden. Splitter verletzten ihn im Oberschenkel und Unterleib. Seine beiden Kameraden, die hinter ihm liefen, hatten wie ein Schild die Hauptladung abgehalten und den Angriff nicht überlebt.

Von einem deutschen Lazarett in Lettland hat Leo Völker nach seiner Behandlung einen dreiwöchigen Genesungsurlaub in der Heimat antreten dürfen.

Zurück in Russland ist er mit seiner Einheit an verschiedenen Orten, vorwiegend in Rückzugskämpfen, eingesetzt worden. Landgewinne waren nicht mehr möglich.

„Die Partisanen waren unsere gefährlichsten Gegner.“ Seine Pioniereinheit hat unter fachkundiger Anleitung im Mai 1944 in ca. vier Wochen eine Holzbrücke über einen 100 m breiten Fluss gebaut, um der rückziehenden Deutschen Wehrmacht ein Übersetzen zu ermöglichen, für die kein anderer Weg mehr frei war. Kein ungefährliches Unterfangen für die jungen Pioniere, die größtenteils nicht schwimmen konnten.

Die Brücke mündete auf eine der wenigen gut ausgebauten Straßen Russlands, die bis nach Lettland führte und einen eventuell schnellen Rückzug der Wehrmacht ermöglichte. In großen Abschnitten war diese Straße von den Russen vermint. Nach Beendigung des Brückenbaus war die Entminung dieser Straße für die Pioniere, die durch die Partisanenangriffe die größten Verluste zu beklagen hatten, eine weitere gefährliche Aufgabe. Kurz vor der lettischen Grenze ist Leo Völker schwer verwundet worden. Durch eine Detonation war er mit dem Gesicht auf eine Platte aufgeschlagen, hatte einige Vorderzähne verloren, einen Nasenbeinbruch erlitten und war wegen seiner Gehirnerschütterung und Kopfverletzung durch Granatsplitter bewusstlos liegengeblieben. Nach unbekannter Zeit ist er aus dem Kampfgebiet zurückgerobbt. Notdürftig versorgt hat ihn ein Sanitäter zur Bahn gebracht, auf eine Reise über Ostpreußen nach Hannover in ein Lazarett für Kopfverletzte. Einige Tage hat die Reise gedauert. Fast immer im Dämmerzustand in verschiedenen Zügen, gebettet auf lattenrostartigen Liegen, übereinandergestapelt zusammen mit anderen Kriegsverletzten.

Nur wenige Tage blieb er dort. Man hatte seine Eltern benachrichtigt, die ihn umgehend besuchten, die fast genau zwei Jahre zuvor schon ihren 20-jährigen Erstgeborenen in Russland verloren hatten. Eine Beeinflussung bezüglich der Behandlung oder der Verlegung in ein heimatliches Krankenhaus war ihnen nicht möglich. In einem Genesungsheim bei München sind seine Wunden geheilt.

Die Verwundung war ein Glück im Unglück, wie Leo Völker später feststellen konnte, da seine Kameraden, die mit ihm eingezogen waren, in den Rückzugskämpfen größtenteils gefallen sind. Auch der jetzt 100-jährige August Arnold lag in Dem'ansk, der nach sechsjährigem Kriegseinsatz im Rückzug in Gefangenschaft geraten war und erst nach dreieinhalb Jahren Sibirien heimkehren konnte.

Mit gerichteter Nase und dritten Zähnen im Oberkiefer ging die Reise mit weiteren wieder hergestellten Landsern nach Nord-Ungarn in einen Stellungskrieg gegen die Russen. Hier ist Leo Völker erstmals in seiner Frontzeit ausreichend versorgt worden. Doch auch hier musste die Stellung bald wieder aufgegeben werden. Die SS leitete den Rückzug, bis im Februar 1945 seine Einheit in Pressburg Stellung bezog, gegen Tschechen und Russen, jedoch ohne nennenswerte Kampfhandlungen der geschwächten Kontrahenten.

Nach der Kapitulation beschlossen die Soldaten, in amerikanische Gefangenschaft zu gehen. Zu den Russen wollten sie keinesfalls. Leo Völker und seine Kameraden sind auf ihren Militärfahrzeugen den Amerikanern entgegen gefahren bis nach Enns in Österreich, wo sie sich den Amerikanern stellten.

Das improvisierte Lager war eine Wiese, mit ca. 90 Gefangenen besetzt. In den drei Wochen, die Leo Völker dort aufgehalten wurde, haben die Gefangenen zweimal eine Scheibe Brot mit Wurst erhalten und nach acht Tagen täglich eine Brennesselsuppe. Leo Völker hatte sich ein Säckchen Mehl und etwas Honig aus der Feldküche mitgenommen. Über einem Feuerchen auf einem Stück Blech haben sie das mit Wasser angerichtete Mehl gebacken und in kleinen Portionen mit etwas Honig schon bald aufgegessen. Die Gefangenen auf dieser Wiese sind in der Tat fast ohne Verpflegung festgehalten worden.

Groß war die Enttäuschung über das unerwartete, unmenschliche Verhalten der Amerikaner. Hatte Leo Völker doch angesichts der leidenden Verwundeten und mit dem Tod ringenden Kameraden neben sich schon früher mit dem Gedanken gespielt, sich abzusetzen, wenn sein Frontgegner die Amerikaner gewesen wären. Als er auch noch sah, dass der Arm eines Amerikaners reichlich geschmückt war mit Armbanduhrn der Gefangenen, wie man es nur den Russen nachsagte, sank seine Sympathie für die Amis gewaltig.

Die ca. 20 SS Leute, die den Russen übergeben werden sollten, waren über Nacht geflohen.

Wahrscheinlich wegen seines jugendlichen Aussehens, wie Leo Völker meinte, war er einer von den wenigen, die nach drei Wochen das Lager verlassen konnten. In einem Bus, zusammen mit Internierten aus anderen Lagern, ging die Reise Richtung Norden. In Hanau, dort wo er eingezogen worden war, wurden sie freigelassen. Ausgehungert, aber auch glücklich, den Krieg überlebt zu haben, mit dem Entlassungsschein in der Tasche, ist Leo Völker Anfang Juni nach 3 ½ -jährigem Einsatz für „*Volk und Vaterland*“ heimgekehrt.



Leo Völker
als 19-jähriger auf
Heimurlaub aus
Russland.

In Rasdorf nicht mehr existierende Berufe/Betriebe

Der Dorfschmied

von Gisela Falkenhahn-Klee

Der Beruf des Schmiedes gehört zu den ältesten Handwerksberufen. Über die Jahrhunderte gab es 20 verschiedene Schmiedeberufe. In Rasdorf gab es den Schmied, der Reparaturen an Pferdewagen und Pferdegeschirren durchführte und die Pferde und Kühe beschlug. Weiterhin gab es den Schlosser, der Tür und Schrankschlösser fertigte, und den Nagelschmied, der die verschiedensten Nägel für die Handwerker herstellte. Die Rasdorfer Schmieden lebten von den Fuhrleuten, die mit ihren Pferdewagen die Frankfurt - Leipziger Straße passierten und den Bauern des Dorfes. Nach dem Bau der Eisenbahn reduzierte sich die Anzahl der Pferdefuhrwerke ganz erheblich, so daß lange Zeit nur zwei Schmiedebetriebe überleben konnten. Die uns bekannten Schmieden Rasdorfs:

„Schlosser Valentin Wilhelm“, Hs. Nr. 88, heute Geisaer Tor 15

Valentin Joachim Wilhelm war um 1774 Schlosser am Geisaer Tor.

„Eisenschmiede Antonius Pappert und Johann Wilhelm Deisenroth“, Hs. Nr. 22, heute Josef Litz, Rinnweg 16

Der Eisenschmied Johann Wilhelm Deisenroth kam 1813 aus Steinbach nach Rasdorf und heiratete die Witwe des Eisenschmieds Antonius Pappert, der eine Schmiede in „Breckelitze“ hatte.

„Naelschmitts (Eltersch)“, Hs. Nr. 5, heute Lioba Glotzbach, Am Anger 4

Michael Hahn richtete 1823 am Anger eine Schmiede ein. Der Nagelschmied Valentin Priller aus Zella übernahm 1846 die Schmiede. Sein Sohn Adam, auch Nagelschmied, wurde sein Nachfolger. 1936 verkauften seine Nachfahren die Hofreite.

„Angerschmitts“, Hs. Nr. 10, heute Hermann Schmitt, Am Anger 8

Johannes Schmidt, Eisenschmied aus Reckrod, kaufte 1840 die Hofreite und die Schmiede am Anger. Sein Sohn Johann Adam übernahm die Schmiede, nach diesem dessen Sohn, der Schmiedemeister Jakob, der den Schmiedeberuf bis zu seinem Rentenalter ausübte.

„Schmiede Deisenroth“, Hs. Nr. 136, Leipziger Straße, heute Paul Hohmann, Eichsfeld 1

Johann Adam Deisenroth war um 1840 Eisen- und Hufschmied im Eichsfeld. Sein Schwiegersohn Aloysius Gensler aus Treischfeld übernahm nach 1880 die Schmiede. Er verkaufte die Hofreite und wurde Schmied im Anwesen am Anger Nr. 113.

„Genslersch“, Hs. Nr. 113, heute Hermann-Josef Wiegand, Am Anger 13

Aloysius Gensler Schmied am Anger.

„Dohne“, Hs. Nr. 124, heute Olaf Hahn, Am Anger 2

Franz Deisenroth war 1877 Schmied in „Dohne“. Nach 1921 baute Jakob Deisenroth eine neue Schmiede auf der gegenüberliegenden Straßenseite am Angertor. (heute Getränke- lager Hohmann). Auf dem Grundstück des früheren Bohnshofs baute „Dohne“ Josef eine neue Schmiede mit Warenhandel. Er hat die Schmiede 1992 aus Altersgründen aufgegeben.

Beispielhaft für die Schmieden in Rasdorf soll hier über die **Schmiede meines Großvaters Joseph Deisenroth mir der Hausnummer 174, heute im Eichsfeld 8** berichtet werden:

1904/05 baute Joseph Deisenroth eine Hofreite mit Schmiede auf dem Anwesen Eichsfeld 174, mit einem einstöckigen Wohnhaus, in dem die Schmiede die linke Haushälfte einnahm. Später kam noch ein Anbau dazu, in dem sich der Notstand für die Kühe befand und die Pferde beschlagen wurden.

Wie viele junge Männer in dieser Zeit ging auch Joseph Deisenroth mit 14 Jahren nach Westfalen, um das Maurerhandwerk zu erlernen und um Geld zu verdienen. Er arbeitete als Polier und Maurermeister. In den Wintermonaten erlernte Joseph das Schmiedehandwerk bei seinem Onkel, dem Eisenschmied Joseph Franz Deisenroth und dessen Sohn Jakob in „Dohne“. Später erwarb Joseph Deisenroth den Meisterbrief als Schmiedemeister.

Zu den wichtigsten Einrichtungen in der Schmiede gehörten die gemauerte Feuerstelle, die Esse mit Blasebalg und Amboss. Sowie ein Meister oder Geselle, die mit der Kraft ihrer Arme glühendes Eisen schmieden konnten. Die Arbeit am Amboß war hart und schwer.

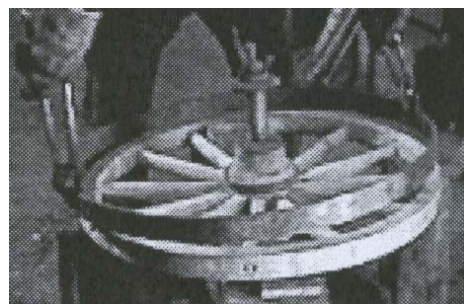
Die Eisenteile für sämtliche Wagen, die in der Landwirtschaft gebraucht wurden, aber auch für Spazierwagen, Kutschen oder Pferdeschlitten wurden in der Schmiede in Handarbeit gearbeitet.



Am Amboss: Karl Knust, an der Esse: Hermann Deisenroth

Bild: Leihgabe von Hermann-Josef Deisenroth

Gerade der Schmied und der Wagner waren aufeinander angewiesen: Die Naben an den Wagenrädern wurden in der Schmiede nach Maß gefertigt. Eine große Sache war das Aufziehen der Eisenreifen auf die Wagenräder. Mit großen Zangen gehalten, wurde das Eisen in der Esse zum Glühen gebracht. Nur aufgrund jahrelanger Erfahrung konnte der Schmiedemeister anhand der Farbe seines Werkstückes erkennen, ob dieses die richtige Schweißtemperatur erreicht hatte. Wenn diese erreicht war, musste das Eisen aus dem Feuer genommen werden, weil es sonst „verbrannte“, d.h. spröde wurde und brach. Auf dem Amboss wurde das Werkstück dann mit großen Hämmern zu einem Reifen geschmiedet. Die große Kunst bestand darin, innerhalb der kurzen Zeit, während der das Eisen die richtige Temperatur hatte, die Form exakt heraus zu arbeiten. Das Eisen wurde hellrot glühend auf das Holz aufgezogen und die Nähte des Reifens wurden feuergeschweißt. Als Hilfsmittel wurden hierbei zwei Hufeisen und zwei Holzstangen benutzt. Alles musste schnell gehen. Selbst die Frau des Meisters musste auf einen bestimmten Hammerschlag hin im Haus alles fallen lassen, um beim Aufziehen in der Schmiede mitzuhelfen. Der Eisenreif musste fest um das Wagenrad liegen ehe das hölzerne Rad anbrannte. Schnell wurde das Wagenrad im Wasser abgekühlt. Die richtige Passform war entscheidend, war der Ring zu klein, entwickelte er zu viel Druck und sprengte das Holzrad, war er zu groß, hielt er nicht richtig. Der Schall der Hammerschläge war über das ganze Eichsfeld zu hören.



Nach dem Zweiten Weltkrieg besorgte zwar eine Maschine das Biegen des Eisens, aber die Nahtstelle musste weiterhin hellrot glühend bearbeitet werden. Ungezählte Türbeschläge, Bänder für Scheunentore und Türen, Eisentore und Geländer wurden am Amboss in der Schmiede gefertigt. Auch das Friedhofstor wurde von Josef Deisenroth geschmiedet.

Noch im Jahr 1948 wurden ca. 50 Pferde in „Schmiede“ beschlagen. Das Hufeisen wurde für jedes Pferd individuell angepaßt. Vorher wurde der Huf für den Beschlag vorbereitet, wozu auch das Ausschneiden und Raspeln des Horns gehörten. Das Hufeisen wurde wie oben bereits beschrieben bearbeitet, im Wasser abgekühlt und heiß auf den Huf genagelt. Mit besonderer Sorgfalt wurden die Hufnägel im Huf versengt und abgefeilt, damit sich das Tier nicht verletzen konnte. Fehlstellungen der Hufe und Hufkrankheiten wurden durch spezielle Beschläge korrigiert bzw. therapeutisch unterstützt. Der Bauer oder sein Knecht mussten das Pferd selbst „hoppen“, da das Beschlagen für jedes Tier eine Stresssituation war.



Die Kühe, die als Zugtiere eingesetzt wurden, bekamen außen an den Vorderhufen so genannte Klaueneisen. Außerdem übernahm der Schmied auch hier die Hufpflege. Verletzungen und Eiterherde durch Fremdkörper wurden ausgeschnitten, Verwachsungen der Hufe korrigiert. Mit schwarzer Salbe und

Verband, sauberen Lappen und einem sauberen Stück Sack versorgt, verließ das Tier den Notstand. Dieser wurde für Jungtiere und wirklich störrische Tiere benutzt, um Leib und Leben des Schmiedes und des Bauern zu schützen. Die Kuh stand oder hing dabei an Gurten in einem sehr engen Gatter. Ein Strick wurde um die Fessel der Kuh gebunden und über eine Holzwalze wurde der Huf nach oben gezogen. Zur Sicherung wurde das Seil festgebunden. So gesichert konnte der Schmied ohne Gefahr seine Arbeit am Huf verrichten.

In seinen vierzig Berufsjahren haben viele junge Männer den Beruf des Schmiedes bei Joseph Deisenroth erlernt. Auch seine drei Söhne erlernten bei ihm das Schmiedehandwerk. Einer seiner Lehrjungen war August Fischer vom Jammersweg, der heute 97 Jahre alt ist. Getreu dem Sprichwort „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“ war der Lehrjunge Mädchen für alles:

Er musste Botengänge erledigen, die Schmiede fegen, besonders in der Erntezeit auch in der Landwirtschaft mithelfen oder auch als Kindermädchen einspringen, wenn im Haus Not an der Frau war. Die Gesellen und Lehrjungen aßen in der Familie des Meisters mit, so dass oftmals bis zu sechzehn Leute beim Mittagessen um den großen Tisch herum saßen. Und manch voreiliger Lehrjunge bekam schon mal eine Ohrfeige von seinem Meister, wenn er den Teller gar zu voll schöpfte.

In den Wintermonaten, wenn die Arbeit auf dem Feld ruhte, war die Schmiede nicht nur Arbeitsplatz sondern auch ein Kommunikationsmittelpunkt: Hier konnten sich die Bauern über die neuesten Geschehnisse im Dorf austauschen und angenehm warm war es dazu auch noch.

Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahm Joseph Deisenroth's Sohn Hermann die Schmiede. Mit den Zeiten änderten sich auch die Arbeiten in der Schmiede. Da die Anzahl der in der Landwirtschaft eingesetzten Traktoren wuchs, wurden Pferde und Kühe nicht mehr als Zugtiere gebraucht. Hermann Deisenroth baute jetzt „Gummiwagen“, d.h. der Leiterwagen wurde zum Pritschenwagen mit Gummirädern umgebaut. Die Hauptarbeiten, die in der Schmiede anfielen waren jetzt Reparatur - und Schweißarbeiten an landwirtschaftlichen Geräten. Werkzeuge hingegen wurden nicht mehr in den Schmieden hergestellt.

So gab es immer weniger Arbeit am Amboss. Kam nicht ein anderer Berufszweig wie Kunstschmied, Landmaschinenhandel oder ähnliches hinzu, konnte der Schmied in seinem Beruf nicht überleben. Der Schmiedebetrieb in „Schmiede“ wurde 1970 nach zwei Generationen eingestellt.

„Eier-Jahns“

von Erika Gutberlet

Eduard Jahn war wie so viele Rasdorfer in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts ein so genannter Westfalengänger. Er arbeitete und wohnte mit seiner Frau von 1925 bis zum Jahr 1930 in Essen und war dort beteiligt am Fuhrgeschäft des ebenfalls aus Rasdorf stammenden Johann Hohmann. Eduard Jahn war verheiratet mit Anna geb. Falkenhahn (Handitterichs). 1926 wurde in Essen Sohn Herbert und 1928 die Tochter Margret geboren. 1930 übersiedelte die Familie wieder nach Rasdorf. Noch im gleichen Jahr erwarb Eduard Jahn vom Lyzeum ein großes Gelände „In der Grebe“ und erbaute darauf seine erste Geflügelfarm. Diese



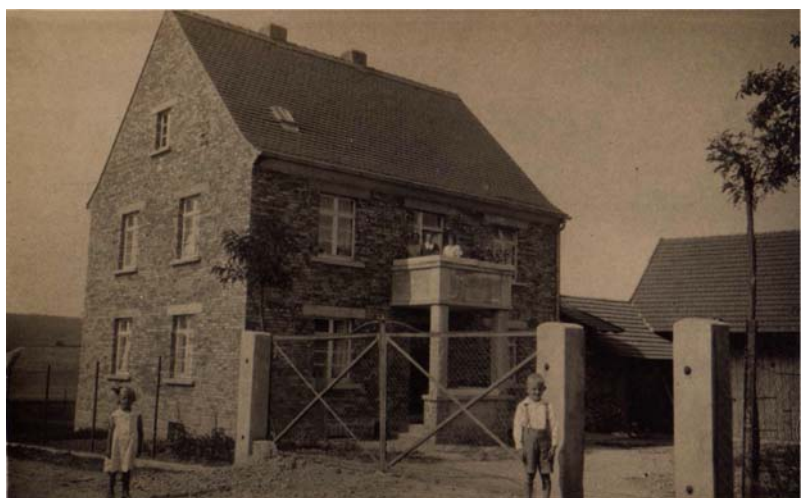
Erstes Hühnerfarmgebäude, abgebrannt 1936

Bildleihgabe: Herbert Jahn

besetzte er mit 500 Küken. Daraus entwickelte sich im Laufe der Jahre ein recht ansehnlicher Betrieb. Hauptgeschäftszweig war der Handel mit Hühnereiern. Die Lieferungen erfolgten außer in die nähere Umgebung von Rasdorf regelmäßig mit der Bahn von Großtaft aus nach Frankfurt. Später kamen die Eieraufkäufer auch nach Rasdorf und holten die Ware vor Ort ab. In der Zwischenzeit wurde eine Brutmaschine angeschafft, sodass keine Küken mehr zugekauft werden mussten, sondern jetzt aus der eigenen Aufzucht kamen. Der Bestand an Legehennen lag immer so bei 500 Stück. Die männlichen Tiere wurden aussortiert, separat aufgezogen und dann als so genannte Masthähnchen verkauft.

Die Hühner hatten bei Jahns freien Auslauf und kamen nur zum Legen in den Stall bzw. wurden nachts hereingeholt. 1932 erbaute Eduard Jahn für seine Familie das heute noch von seinem Sohn Herbert bewohnte Wohnhaus. Die Familie betrieb auch eine kleine Landwirtschaft. Die Arbeiten auf der Geflügelfarm und in der Landwirtschaft wurden vorwiegend von den Familienmitgliedern verrichtet. 1937 wurde Sohn Josef geboren.

Ein schwerer Schlag traf die Familie im Jahr 1936. Durch Überhitzung eines Kükenwärmefens kam es zu einem Brand.



Wohnhaus Familie Jahn

Bildleihgabe: Herbert Jahn

Das ganze Stallgebäude samt Küken und Hühnern wurde ein Raub der Flammen. Jahns mussten wieder von vorne anfangen. Sofort nach Beendigung der Aufräumarbeiten wurde mit dem Bau eines neuen modernen Stalls begonnen. Erstbesatz waren 1000 Küken. Es erfolgte wieder die Aussortierung nach Hähnchen und Hühnern. Im Laufe der Jahre kamen noch 2 weitere Stallgebäude dazu. Eier-Jahns hatten sich inzwischen einen Namen gemacht. Das Einzugsgebiet der festen Abnehmer erstreckte sich von Rasdorf über den Altkreis Hünfeld ins Fuldaer Land bis nach Frankfurt und vor der Trennung Deutschlands durch die Grenze nach dem 2. Weltkrieg auch bis weit nach Thüringen hinein.



Neuerbautes Stallgebäude nach dem Brand

Bildleihgabe: Herbert Jahn

1952 verstarb der Firmengründer Eduard Jahn, seine Ehefrau überlebte ihn noch 10 Jahre. Sohn Herbert, der den Beruf des Hühnerzüchters in Calcar am Niederrhein erlernte, führte den Betrieb nach neuesten Erkenntnissen zunächst zusammen mit dem Vater und nach dessen Tod alleine weiter. Die Schwester Margret arbeitete bis zur Verheiratung des Bruders im elterlichen Betrieb mit. Inzwischen erleichterten auch die nach und nach angeschafften moderne Geräte die Arbeit, sodass seine Mutter und die eigene Familie die Arbeit fast alleine bewältigen konnten. Diese erstreckte sich von der Aufzucht der Küken und der Fütterung über die Sauberhaltung der Ställe, dem Einholen der Eier, und dem Schlachten der Hähnchen etc. bis zum Führen der kleinen Landwirtschaft. Gelegentlich kamen noch zusätzliche Aushilfskräfte (so genannte Tagelöhner) aus dem Dorf zum Einsatz.

Da sich seine Kinder inzwischen anderweitig orientiert hatten und die Hühnerfarm nicht übernehmen wollten, gab Herbert Jahn aus gesundheitlichen Gründen im Jahr 1969 den Betrieb auf. Der Name „Eier-Jahn“ ist jedoch bis heute in Rasdorf ein Begriff.

Impressum:

Herausgeber: Verein zur Förderung der Heimat- und Kulturpflege Rasdorf e. V.

Abteilung: Aufarbeitung und Dokumentation der Heimatgeschichte

Abteilungsleiter: Wendelin Priller

Mitwirkende: Ruth Burghardt, Gisela Falkenhahn-Klee, Erika Gutberlet, Irene Hahn,
Marita Heere, Karl-Heinz Lenz, Rüdiger Stark, Christa Wiegand

Technische Bearbeitung: Gaby Hohmann

**Die Fortsetzung der Bildreihe „Gefallene und Vermisste von Rasdorf“
erscheint im nächsten Heft**

Hofchronik Rasdorf – Am Geisaer Tor

von Christa Wiegand

Hs. Nr. 69 „Bärches“

heute: Am Geisaer Tor 18

Zunächst konnte Johannes Hahn als Besitzer ermittelt werden, gefolgt von Valentin Höhl um 1740 mit Frau Agnes. Sohn Valentin, der 1756 die Ehe einging mit Anna Maria Schad aus Kirchhasel, übernahm das Höfchen.

Hüttner und Maurer Johann Adam Höhl wird 1794 als Eigentümer angegeben. Seine spätere Ehefrau Eva Katharina Hess kam aus Grüsselbach. Aus der Ehe ging nur Sohn Georg hervor. Witwer Johann Adam Höhl ging jedoch 1806 eine weitere Ehe ein mit Anna Maria Hoefler aus Leibolz. Ungefähr ab dieser Zeit findet sich der Name dieser Familie in folgender Schreibweise:

Höhl, Hoehl und Höll, geschrieben nach dem Belieben der jeweiligen Schreiber. Mit zunehmender Zeit stabilisierte sich die Schreibweise auf „Höll“.

Sohn Georg Höll, Maurer von Beruf, der einzige Nachkomme aus der ersten Ehe des Johann Adam Höhl, verheiratete sich 1838 mit Anna Katharina Henkel aus Grüsselbach, die zwei Kinder mit in die Ehe einbrachte. Georg und Anna Katharina waren noch nicht ein ganzes Jahr verheiratet, als der Ehemann durch eine Handverletzung kinderlos verstarb. Die Witwe hat sich im darauffolgenden Jahr wieder verheiratet.

Ihr zweiter Ehemann, der 66-jährige Adam Krämer, stammte vom Petersberg. Als Schäfer war er in das Schäfer-Anwesen „Gesang/Schäffer-Hanse“ als zweiter Ehemann mit der Witwe Gesang eingeheiratet und wieder verwitwet.

Anna Katharina verstarb 1849 an Auszehrung. Einige Monate vorher war ihre Schwiegermutter Anna Margarethe Höll an der gleichen Krankheit gestorben. Und wieder einige Monate später verheiratete sich ihr Sohn Wilhelm Henkel mit Maria Elisabeth, einer Tochter des Chausseewartes Kaspar Wiegand aus heute „Scheuchs“. Wilhelm Henkel war ein Sohn der Anna Katharina, den sie aus Grüsselbach mitgebracht hatte. Mit ihm ging das Anwesen in eine fremde Familie über. Adam Krämer, nun zum zweiten Mal verwitwet, ging wieder zurück in „Schäffer-Hanse“, wo er auch verstarb.

Von den sechs Kindern der Eheleute Wilhelm und Maria Elisabeth Henkel waren zwei nacheinander an Stickhusten gestorben und später noch ein Kind.

Georg, der Erstgeborene, gelernter Schneider, übernahm das Hüttnergütchen. Mit seiner Braut Anna Maria Völker, die aus seiner unmittelbaren Nachbarschaft kam, schloss er 1878 den Ehebund.

In der darauffolgenden Generation kam Barbara Höll aus „Helle-Appels“ durch die Heirat mit August Henkel 1907 in dieses Haus. Ihr Ehemann hatte sie in Abwandlung ihres Namens Barbara liebevoll „Bärchen“ genannt, woraus sich der Hausname entwickelte. August bearbeitete seine kleine Landwirtschaft und war viele Jahre als Ortsdiener in Rasdorf tätig. Die Eheleute konnten bei guter Gesundheit 1957 das damals noch seltene Fest der goldenen Hochzeit feiern.

Ihren einzigen Sohn, der die Nachfolge antreten sollte, hatten sie 1943 verloren. Er fiel im 2. Weltkrieg bei Kromy in Russland. Tochter Franziska übernahm das Anwesen mit ihrem Ehemann Oskar Vogt aus Molzbach, die sich 1955 verheiratet haben und kinderlos blieben. Franziska Vogt lebt jetzt hochbetagt in einem Altenheim, nachdem ihr Ehemann verstorben ist.

„Helfrichs“ Haus Nr. 68

heute: Weiß, Geisaer Tor 12

Aus einer Aufzeichnung von 1740 geht hervor, dass Adam Fischer aus Borsch auf diesem Grundstück eine Hütte ohne Nebengebäude besaß und auch noch 1764.

Die Nachfolgerin, Tochter Barbara, hat sich 1786 mit Christoph Derwort aus Motzlar verehelicht. Dem Erbfolger, Johann Derwort, waren nacheinander drei Ehefrauen gestorben. Seine vierte Frau Margarethe, geb. Neck aus Soisdorf, überlebte ihn. Johann Derwort verstarb auch schon 44-jährig 1832 an Gicht.

Der Witwer Johann Helfrich, ein Schäfer von Büchenberg, der durch Einheirat in das heutige „Breckelitze“ gekommen war, verheiratete sich 1834 mit der Witwe Margarethe Derwort in diesem Haus am Geisaer Tor. Margarethe verstarb nach fünf Ehejahren an Fieberentzündung. Das Anwesen ging an die Familie Helfrich. Josef Helfrich, Sohn des Johannes und seine erste Ehefrau Margarethe, werden 1848 als Eigentümer angegeben.

Benedikt Helfrich, Hüttner und Schuhmacher aus der ersten Ehe des Josef Helfrich mit Ludowica Diemar, hat sich 1865 mit Barbara Gesang, der Nachbarstochter, verheiratet als Nachfolger in diesem Anwesen. Von ihren acht Kindern waren fünf im Kindesalter gestorben. Sohn Ludwig mit Caroline Fink aus Wiesenfeld, die sich 1902 verheiratet hatten, waren die Nachfolger am Geisaer Tor. Josef, ihr Erstgeborener, übernahm das Anwesen, das sich durch Landkäufe und Pachtland zu einem kleinen landwirtschaftlichen Betrieb entwickelt hatte. Auch er war, wie viele Rasdorfer, nach seiner Schulentlassung als Westfalengänger in Dortmund tätig. Frau Rosalia, geb. Wiegand, kam aus „Kernersch“. Die Eheleute lebten fast 50 Jahre zusammen. Kurz vor ihrem goldenen Hochzeitsfest, das im Herbst 1978 gefeiert werden sollte, verstarb Josef Helfrich.

Der Hof ging an Tochter Christel, die nach dem frühen Tod ihres Mannes das Anwesen verkaufte und aus Rasdorf verzog. Die heutigen Besitzer sind die Eheleute Weiß.

Das vorherige Wohnhaus der Familie Helfrich stand 1884 auf der gegenüberliegenden Seite des heutigen Hausbaues, der in der Zeit des Ludwig Helfrich entstanden ist.

Hs. Nr. 67 „Kroppe“

heute: Knust, Am Geisaer Tor 10



Das ehemalige Haus „Kroppe“ um 1910

Diese Hofreit war 1781 noch ein Rasdorfer Stiftslehn. Balthasar Möller zinst jährlich 14 Böhmisches an Geld, ein Fastnachtshuhn, ein Michaelshahn und zwei Frohntage.

Dem Inhaber Balthasar Möller verstarb die Ehefrau Elisabeth mit 33 Jahren im Februar 1752 mit ihrem Sohn Kasper. Noch im gleichen Jahr ging Balthasar eine Ehe ein mit der aus Geismar stammenden Anna Katharina Neder.

Nachfolger Johann Möller verheiratete sich 1775 in Rasdorf mit Anna Katharina Arnold aus Oberufhausen, der im Dezember 1801 verstarb und hinterließ seine Frau mit vier Töchtern. Folgende Bittschrift hat Witwe Möller an den Landesfürsten gerichtet, die dem Amtmann in Haselstein übergeben wurde.

*Hochwürdigster,
Gnädigster Fürst und Herr*

Durch den Todesfall meines Mannes bin ich in die traurigste Lage versetzt worden. Dieser hinterließ mir eine Hütte, 4 Kinder so noch mehrere Schulden. Von 1/8 fürstlich lehnbar Röthergut muß ich 8 f 5 Jo Fallgeld zahlen.

Gnädigster Landesvater die Zahlung dieser Summe fällt mir gegenwärtig sehr schwer in dem ich wegen des langen Krankenlagers meines Ehemannes und damit verbundene Kosten gänzlich entschöpft bin. Es gelanget an Höchst selben meine demüthigste Bitte

Mir das schuldige Fallgeld gnädigst zu schenken und zu erlassen.

Darum bittet

Euren hochfürstlichen Gnaden

11ten 8den 1802

unterthänigst

*Wittwe Catharina Möller
zu Raßdorf*

Fallgeld war eine Sterbegeldsteuer, die der Nachbesitzer zu entrichten hatte, auch wenn kein Familienwechsel stattfand.

Johannes Budenz aus „Budenze“ war im Sommer des Jahres 1813 durch Einheirat in dieses Anwesen gekommen. Frau Maria Johanna, geb. zu Rasdorf, war die älteste der noch lebenden Töchter der Witwe Möller. Nach dem Ableben der Mutter verkauften die jungen Eheleute 1815 diese Hofreit an den Zimmermann Johannes Kropp aus Körnbach für 600 Gulden. Die dazugehörigen Ländereien, die dem Fürsten lehn- und zinsbar waren, hatten sie behalten. Johannes Budenz und Frau Johanna verzogen auf den Anger in Hs. Nr. 105 als Begründer der Familie „Aldescholdes“. Johannes Kropp, durch den der Hausname „Kroppe“ entstanden ist, verstarb 1833 an Lungensucht. Seine Witwe, Maria Gertrud, heiratete 1835 den Handarbeiter Johann Fladung aus Rasdorf. Diese Ehe blieb kinderlos.

Sohn Phillip Kropp, der Nachfolger, ging 1848 die Ehe ein mit Klara Franziska Hill aus der Hockenmühle. Nach ihrem Tod wurde Maria Katharina Pletscher aus Leimbach 1851 seine zweite Ehefrau. Aus den beiden Ehen gingen sechs Kinder hervor, von denen zwei das Erwachsenenalter erreichten.

Johannes Kropp, Rasdorfer Totengräber, der einzige noch lebende Nachkomme aus der zweiten Ehe des Phillip Kropp, wurde Erbe des elterlichen Anwesens mit seiner Ehefrau Therese Gerhardt vom Geisaer Tor, die 1881 geheiratet hatten und kinderlos blieben.

Johann Göb, ein Sohn seiner Stiefschwester Gertrud, geb. Kropp, kam in dieses Haus. Er stammte aus „Göbs“, das zwischen „Bärches“ und „Völkers“ gelegen war. Im Jahr 1912 hat er sich mit Therese Krieg aus Rasdorf verheiratet. Johann Göb, der viele Jahre in Bochum als Maurer gearbeitet hat, war es möglich, 1914 das jetzige Wohnhaus zu errichten. 17 Jahre war Johann Göb Gemeinderechner von Rasdorf und Totengräber noch einige Jahre mehr.

Im Zweiten Weltkrieg, als die Bomben auf Dortmund niedergingen, ist Therese Knust, geb.

Göb, eine Nichte, mit den Kindern zu ihren Pateneltern in dieses Haus geflohen. Ihr Ehemann Karl Knust war 1946 nach eineinhalbjähriger Gefangenschaft auch in Rasdorf eingetroffen. Karl Knust aus Dortmund, Schmied von Beruf und seine Frau Therese, die schon viele Jahre ihrer Kindheit in diesem Haus verbracht hat, sind bei dem kinderlosen Ehepaar Göb in Rasdorf geblieben. Nebenberuflich war Karl Knust zunächst mit seinem Vorgänger Johannes Göb in dritter Generation Totengräber in „Kroppe“. Für nur 50 DM pro Grab hatte Karl Knust 1972 diese Tätigkeit eingestellt. Sohn Hans und Frau Christina, geb. Assmann aus Vacha, sind die heutigen Inhaber von „Kroppe“.

Foto: Leihg. v. Hans Knust

Schweinemarkt in Geisa

Es war um 1926, als sich „Kroppe Hannes“, „Kammerräts Karl“ und „Bärches August“, drei vom Geisaer Tor, aufmachten zum Ferkelkauf auf den Schweinemarkt nach Geisa. Einen Handwagen zogen sie hinter sich her mit drei Säcken für den Ferkeltransport.

Bevor sie sich dem Handel auf dem Marktplatz zuwenden wollten, beschlossen sie, zunächst einmal nicht am Stern vorbeizugehen. Der Aufenthalt im Gasthaus hatte sich länger hingezogen, als sie es geplant hatten. Zum Ferkelkauf war es nicht mehr gekommen. Als das Dreigestirn den Stern verließ, konnte sich der Hannes nicht mehr verkehrsgerecht auf den Beinen halten. Sie packten ihn auf das Wägelchen, das nicht gerade für den langen Hannes konstruiert war und bedeckten ihn mit seinem Militärmantel. August zog den Wagen, Karl schob und war damit beschäftigt, seine Füße nicht anhaltend auf dem Boden schleifen zu lassen. Es war schon eine beschwerliche Heimfuhr den Geiser Berg rauf, da die beiden ja auch nicht mehr ganz frisch waren. Hannes regte sich nicht – sein Zustand schien bedenklich. Als sie zum Geisaer Tor einzogen und ihnen die ersten Leute begegneten, riefen sie klagend: „*Har stert, har stert, mäi hon kei Schold.*“ Nachdem sie ihn endlich mühevoll den Rain hoch in seinen Hof transportiert hatten, war es vorbei mit „*Har stert, har stert*“. Ohne Hilfe kletterte Hannes aus dem Wägelchen und verschwand ziemlich flott hinter seiner Haustür.

Geschichten und Anekdoten aufgeschrieben von „Dohne-Josef“

im Original veröffentlicht von Marita Heere

JUGENDSTREICHE

Als wir eines Samstags im Felsenkeller bei Grüsselbach waren, bestellte zu später Stunde einer aus unserer Knüppelgarde eine Flasche Wein. Der Anlass war: Er hatte zwei hübsche Mädchen an unseren Tisch eingeladen und wollte sich nicht lumpen lassen. Da wir zur späten Stunde alle nichts mehr drauf hatten fragte ich ihn: „Wie willst du denn das bezahlen?“ Er meinte: „Wir legen zusammen!“ Ich fragte ihn: „Wie viel hast du noch?“ „Natürlich nichts mehr!“ Ich auch nicht, die anderen auch nicht. Wir sagten: „Wer bestellt hat muss auch zahlen!“. Das Heulen war ihm näher als das Lachen. Wir gingen zum Wirt und sagten ihm wir wollten nächsten Sonntag bezahlen. Er drehte den Kopf auf die Seite und sagte: „Ihr Lumpen, ihr habt heut kein Geld, wo wollt ihr das bis Sonntag herhaben?“

Bei diesem aufgebrochen Disput hatten wir gar nicht gemerkt, dass die beiden Hübschen abgehauen waren.

Den armen Kerl aber haben wir damit immer wieder auf die Palme gebracht. Er war dann vorsichtiger geworden.